Thomas G. Weiss. Foto: KHK/GCR

PhilanthropInnen und humanitäre HelferInnen wurden lange als „gute Samariter" wahrgenommen; zunehmend werden jedoch ihre selbstlosen Motivationen, Prinzipien und Handlungen hinterfragt. Der Beitrag plädiert für eine neue Lernkultur: ExpertInnen im Feld internationaler Kooperation sollten sich stärker an der empirischen Evidenz orientieren und in konkreten Krisen im Sinne einer Verantwortungsethik handeln.

Vom Ende des barmherzigen Samariters

Militarisierung, Politisierung und Kommerzialisierung der humanitären Hilfe[1]

Von Thomas G. Weiss

Humanitäre Hilfe war in Kriegsgebieten nie einfach, hat sich aber in der Zeit nach dem Kalten Krieg als besonders entmutigend erwiesen. Obwohl es nie ein goldenes Zeitalter gab, beklagen David Rieff und andere wehmütig die heutige „Krise des Humanitarismus".[2] Es handelt sich dabei kaum um eine Midlife-Crisis, denn die meisten BeobachterInnen datieren die Geburt des Humanitarismus auf die Gründung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) Mitte des 19. Jahrhunderts.[3] Wie dem auch sei, humanitäre HelferInnen sind nicht länger auf Seiten der Engel – ihre Motivation und ihr Können, ihre Prinzipien und ihr Handeln werden von innen und außen hinterfragt.

Um den stattfindenden Wandel im heutigen Humanitarismus zu verstehen, muss die Art und Entwicklung der humanitären Kultur untersucht werden – ihre Werte, ihre Sprache und ihr Verhalten. Dieser Essay beginnt mit der vorherrschenden traditionellen Kultur, um so die Abkehr von einer gemeinsamen Kultur der Zusammenarbeit zu einer Kultur des Wettbewerbs zu untersuchen, die das Ergebnis von Militarisierung, Politisierung und Kommerzialisierung ist. Er schließt mit einem Plädoyer für eine „Lernkultur", die sich eher an verantwortlicher Reflexion als an schneller Reaktion ausrichtet.

Die vorherrschende Kultur: der barmherzige Samariter

„Humanitär" – das H-Wort wurzelt in Moral und Prinzipien, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter kommt in den Sinn. Das Ziel ist edel: gefährdeten Bevölkerungsgruppen helfen, unabhängig davon, wer sie sind, wo sie sich befinden und warum sie bedürftig sind. Hilfsorganisationen sind am Wohl der Menschen interessiert, die sie betreuen, unberührt von politischen oder wirtschaftlichen Faktoren in den Ländern, die Hilfe leisten oder erhalten. Humanitäre Hilfe besteht in der Bereitstellung lebensrettender Soforthilfe und dem Schutz grundlegender Menschenrechte gefährdeter Personen. Beides zielt darauf, Menschen, die in den Strudel menschengemachter Katastrophen geraten sind, in einem globalen Sicherheitsnetz aufzufangen.

Schon das Wort „humanitär" hat einen großen Klang, doch eine eindeutige Definition sucht man vergeblich. Als sich dem Internationalen Gerichtshof (IGH) im Fall Nicaragua vs. Vereinigte Staaten

eine Gelegenheit bot, wich er aus. Er stellte fest, humanitäre Hilfe ist, was das IKRK tut – die unabhängige, neutrale und unparteiische Bereitstellung von Hilfe für Opfer bewaffneter Konflikte und von Naturkatastrophen.

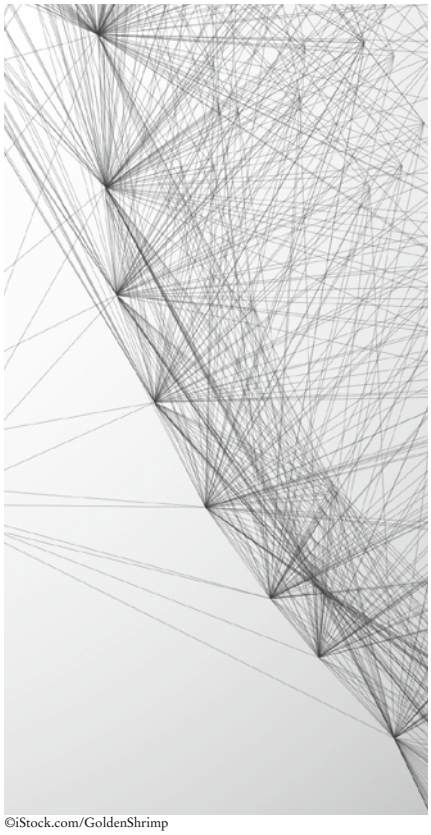
Das IKRK nimmt eine ungewöhnliche Position ein und wird üblicherweise als *sui generis* behandelt. Es ist die älteste internationale humanitäre Organisation und die größte außerhalb des UN-Systems. Anders als die meisten humanitären Organisationen hat das IKRK Grundsätze erarbeitet. In seinen berühmten Desiderata hat Jean Pictet[4] sieben bestimmende Grundsätze genannt: Menschlichkeit, Unparteilichkeit, Neutralität, Unabhängigkeit, Freiwilligkeit, Einheit und Universalität.[5]

Die ersten vier bilden offenbar den Kern. Menschlichkeit (oder menschliche Würde) ist unbestritten und verlangt von allen Beachtung, während die drei anderen Grundsätze diskutiert werden können und werden. Unparteilichkeit verlangt, dass sich Hilfe am Bedarf orientiert und nicht nach Nationalität, Rasse, Religion, Geschlecht oder politischer Zugehörigkeit unterscheidet. Neutralität erfordert, dass sich humanitäre Organisationen nicht an Feindseligkeiten oder Handlungen beteiligen, die Kriegsparteien bevor- oder benachteiligen. Unabhängigkeit verlangt, dass Hilfe nicht mit irgendeiner Partei verbunden ist, die ein Interesse am Ausgang des Krieges hat; deshalb gilt als eine allgemeine Regel, Regierungsfinanzierung abzulehnen oder zu begrenzen, wenn die Akteure Interesse am Ausgang des Konflikts haben.

Obwohl viele BeobachterInnen diese Grundsätze heute als sakrosankt betrachten, gleichsam als Essenz der humanitären Kultur, lagen ihnen zunächst pragmatische Entscheidungen zugrunde. Einfach ausgedrückt halfen die traditionellen Grundsätze humanitären HelferInnen, Menschen unter den Bedingungen zwischenstaatlicher Konflikte und Naturkatastrophen zu erreichen. Aber wie relevant ist diese Tradition in heutigen vom Krieg zerrütteten Gesellschaften? Sich von den Auseinandersetzungen fernzuhalten und die Grundsätze zu respektieren, ist angesichts der fortschreitenden Militarisierung, Politisierung und Kommerzialisierung praktisch unmöglich. Die fragwürdige Relevanz der traditionellen humanitären Kultur in vielen heutigen Kontexten macht es notwendig, dass wir ihre Wirkung auf die heutige Situation überprüfen.

Militarisierung

Die routinemäßige Beteiligung von Streitkräften dritter Parteien bei humanitären Bemühungen ist ein bemerkenswertes Phänomen der Zeit nach dem Kalten Krieg – insbesondere für Afrika, wo drei Viertel der UN- oder von den UN autorisierten Kräfte eingesetzt werden.[6] Die „Kann"-Mentalität des Militärs, seine relative Autonomie, seine Fähigkeit, schnell zu reagieren und seine hierarchische Disziplin



©iStock.com/GoldenShrimp

sind Aktivposten im Durcheinander einer Katastrophe. Mehr noch, durch militärische Macht und Überlegenheit gegenüber feindlichen Kräften können humanitäre Vorteile erwachsen. Aber derartige Einsätze sollten von Einsätzen nach Naturkatastrophen und in Zusammenarbeit mit traditionellen Friedenstruppen unterschieden werden. Militärische humanitäre HelferInnen können sich Zugang zu notleidenden ZivilistInnen verschaffen, wenn die Sicherheitslage dies sonst unmöglich oder höchst gefährlich macht, und sie können zu einem ausreichend sicheren Umfeld beitragen, das Hilfe und Schutz durch andere erlaubt. Militärische StreithelferInnen können auch einen Wechsel des Regimes herbeiführen, das für das Leiden verantwortlich ist – was zugegebenermaßen eher umstritten ist.

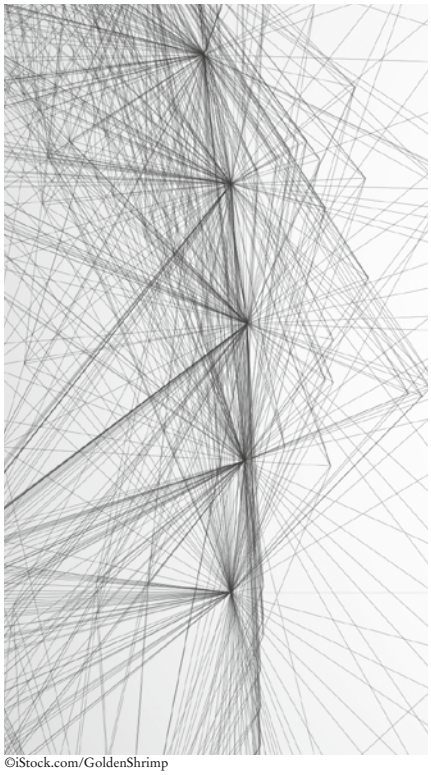
Die Militarisierung hat sich für humanitäre HelferInnen als problematisch erwiesen und KritikerInnen haben die Sicherheitsfunktion scharf kritisiert. Sie sehen eine „humanitäre Intervention", einen „humanitären Krieg" und insbesondere die „humanitäre Bombardierung" von Kosovo und Libyen als Widerspruch in sich.[7] Da das Militär die Prioritätensetzung dominiert, macht sein Einsatz Hilfslieferungen und den Schutz durch zivile Organisationen komplizierter. Eine humanitäre Intervention ist, so Adam Roberts, eine „Zwangsmaßnahme durch einen oder mehrere Staaten, die den Einsatz von Waffengewalt in einem anderen Staat ohne die Zustimmung der Behörden einschließt, mit dem Ziel, umfassendes Leid oder Tod unter den Bewohnern zu verhindern".[8] Militärische Interventionen, die im Wesentlichen humanitär begründet werden – gegen den Willen einer Regierung oder ohne ihre ausdrückliche Zustimmung – spielen in der Zeit nach dem Kalten Krieg eine prominente Rolle und machen Handeln in Bereichen möglich, die zuvor ausgeschlossen waren.

Politisierung

Der Einsatz des Militärs ist natürlich immer hohe Politik. Allerdings hat das vergangene Vierteljahrhundert ein Hexengebräu stark politisierter Entscheidungen erlebt, die die humanitäre Kultur grundlegend verändert haben. Das Rezept hat vier Ingredienzen.

Die erste ist der Wandel vom zwischenstaatlichen zum innerstaatlichen bewaffneten Konflikt. Viele Länder üben keine oder nur geringe hoheitliche Kontrolle über ihre Bevölkerungen und Ressourcen aus; sie verfügen nicht über das Gewaltmonopol. Solche Staaten leiden unter der „Entflechtung" von Territorium und Herrschaft – eine Negation der exklusiven Herrschaft als Staaten.[9] Drogensüchtige KindersoldatInnen, die in Sierra Leone die Gliedmaßen von terrorisierten ZivilistInnen abhacken, verdeutlichen den Horror ebenso wie die rund 40 bewaffneten „Haupt"-Oppositionsbewegungen in der Demokratischen Republik Kongo, die eine Verständigung suchen. „Schwache", „gescheiterte" und „fragile" Staaten – über die Adjektive lässt sich streiten, doch die Realität ist eindeutig – sind heute Schauplatz für die meisten humanitären Hilfsmaßnahmen. Weder organisierte Gewalt noch Humanität beschränkt sich heute auf staatliche Stellen; und die Deinstitutionalisierung souveräner Macht bedeutet eine nachlassende Wirkung des humanitären Völkerrechts.

Zweitens zeigt sich die Politisierung darin, dass Geberstaaten ihre Vergabepraxis von ungebundenen multilateralen Zahlungen an das UN-System – insbesondere für den UN Flüchtlingskommissar (UNHCR), UNICEF und das Welternährungsprogramm (WFP) – in Richtung auf gebundene Zahlungen für bestimmte Gruppen, Konflikte, Agenturen oder Prioritäten verlagern. Bilaterale oder kollektive europäische Hilfe ist für Politisierung anfälliger als UN- oder NGO-Hilfe.



©iStock.com/GoldenShrimp

Die Abkehr von der uneingeschränkten multilateralen zur bilateralen Hilfe sowie von ungebundenen Zuschüssen für multilaterale Organisationen zur Zweckbestimmung oder zu multi-bilateralen Zuschüssen verunsichert die humanitären HelferInnen.[10] 1988 stellten Staaten etwa 45 Prozent der humanitären Hilfe über UN-Agenturen zur Verfügung;[11] in den vergangenen fünf Jahren wurde etwa 50 Prozent dieser Hilfe über multilaterale Organisationen ausgezahlt.[12] Da die meiste Hilfe zweckbestimmt ist, kann nur ein kleiner Teil ganz nach den Vorstellungen der jeweiligen multilateralen Agentur verwendet werden. Nach den jüngsten verfügbaren Zahlen betrug der Anteil 2007 etwa elf Prozent oder 913 Mio. US-$ einer Gesamtsumme von 8,7 Mrd. US-$, die von den Mitgliedern des Ausschusses für Entwicklungshilfe (DAC) der OECD zur Verfügung gestellt wurden.[13]

Die Kurzform „Bilateralisierung" bedeutet im Wesentlichen eine Zweckbestimmung oder Kooptation des Multilateralismus; Geberstaaten versuchen ungeniert eine größere Übereinstimmung zwischen ihren Beiträgen und ihren nationalen Prioritäten herzustellen. Entsprechend können die Bedürfnisse der betroffenen Bevölkerungen bei Verteilung und Programmgestaltung sekundär sein. So erhielten unter den 50 Hauptempfängern bilateraler Hilfe zwischen 1996 und 1999 die Staaten des früheren Jugoslawien, Israel/Palästina und der Irak die Hälfte der verfügbaren Mittel.[14] Im Gegensatz dazu war die Demokratische Republik Kongo im Jahr 2000 das Land, dessen Bedürfnisse am wenigsten befriedigt wurden – nur 17,2 Prozent des „Consolidated Appeals Process" (CAP) der UN; vier Jahre später war es Simbabwe mit 14,2 Prozent. 2012 betrug der gesamte Ausfall 3,3 Mrd. US-$ gemessen am CAP, für Simbabwe war er mit 86 Prozent am größten, für Liberia mit 38 Prozent am geringsten.[15] Die Wirkung des 11. September war bereits 2002 spürbar als fast die Hälfte der von Geberstaaten in 25 UN-Hilfeaufrufen erbetenen Mittel nach Afghanistan ging.[16] Ein Jahrzehnt später war der Hilfeaufruf für Afghanistan im Verhältnis zum geschätzten Bedarf weiterhin der erfolgreichste. Es überrascht nicht, dass im Zuge der Libyen-Intervention 2011 der Hilfeaufruf für dieses Land sofort (zusammen mit dem Sudan, Sri Lanka und Haiti) eine Spitzenposition unter den besser finanzierten einnahm. Zu den am stärksten unterfinanzierten gehörten die Länder Westafrikas, Simbabwe und Dschibuti.[17] 2012 führten Pakistan, Somalia und die von Israel besetzten Gebiete die Liste an.[18]

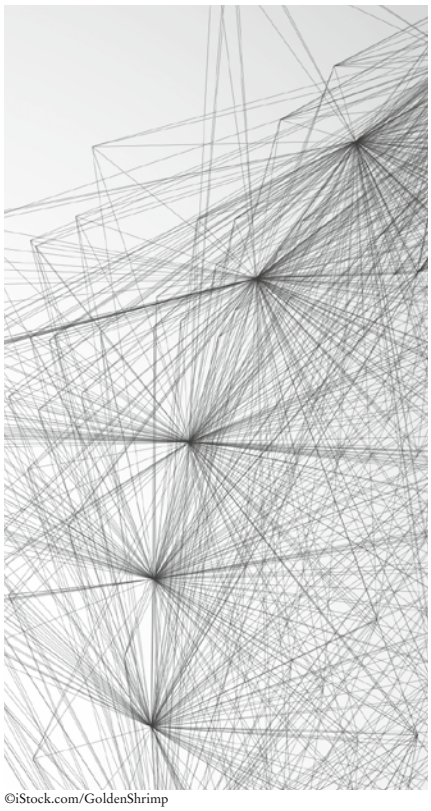
Der dritte zu stärkerer Politisierung beitragende Faktor ist auf die Politik der humanitären Organisationen zurückzuführen, die sich entschieden haben, dass eine Symptomtherapie nicht ausreicht und sie die Ursachen des Leidens – Armut und Menschenrechtsverletzungen – angehen sollten. Allerdings kann Neutralität und Unparteilichkeit bei der Förderung der Menschenrechte hinderlich sein. Das Rezitieren des humanitären Mantras nützt wenig; die traditionellen Grundsätze bieten

keine oder sogar schlechte Orientierung. Wie David Rieff sagt, „der humanitäre Raum ist eine sentimentale Idee, Neutralität trügerisch und Unparteilichkeit eine Abstraktion […] Je eher sie ein ordentliches Begräbnis erhalten, desto schneller kommen wir alle weiter."[19]

Der vierte Faktor ist die Politik nach dem 11. September. Viele Länder sahen humanitäre HelferInnen als PartnerInnen bei der Terrorismusbekämpfung. US-Außenminister Colin Powell erklärte 2001 bei einem Treffen privater Hilfsorganisationen, dass „ebenso wie unsere Diplomaten und Militärs amerikanische NGOs da draußen [in Afghanistan] an der Front der Freiheit dienen und sich opfern. NGOs sind so ein Kräfteverstärker für uns, so ein wichtiger Teil unserer Kampftruppe."[20]

Kommerzialisierung

Das Ende des Kalten Krieges führte zu einer Vermehrung humanitärer Organisationen und einer Vervielfachung ihrer Ressourcen. Die Budgets humanitärer Organisationen verfünffachten sich zwischen 1989 und 1999 von 800 Mio. auf 4,4 Mrd. US-$, bis 2009 vervierfachten sie sich erneut auf 16,7 Mrd. US-$. Nach einem Spitzenwert 2010 mit etwas über 20 Mrd. US-$ gingen die Zahlen auf 19,4 Mrd. US-$ (2011) und 17,9 Mrd. US-$ (2012, das jüngste Jahr, für das Zahlen vorliegen) zurück.[21] Im vergangenen Jahrzehnt haben Regierungen etwa 110 Mrd. US-$ für humanitäre Hilfe ausgegeben. In den Jahren 2010 und 2011 stellten sie etwa 14 Mrd. US-$ zur Verfügung, 2012 fast 13 Mrd. US-$; freiwillige private Beiträge erreichten 2010 mit 6,4 Mrd. US-$ einen Spitzenwert (2012 waren es rund 5 Mrd. US-$), gegenüber 3,0 Mrd. US-$ 2007.[22] Dazu kamen in den vergangenen fünf Jahren zwischen 8 und 10 Mrd. US-$ jährlich für UN-Friedenseinsätze, bei denen die meisten Soldaten in den gleichen Zielländern eingesetzt wurden.



©iStock.com/GoldenShrimp

Man muss nicht Naomi Kleins Charakterisierung des Geschäftsmodells der Nothilfe als „Katastrophen-Kapitalismus" folgen[23], um angesichts einer globalen Bilanzsumme von rund 18 bis 20 Mrd. US-$ und MitarbeiterInnen, die 75 bis 100 Mio. Menschen helfen, von einem beachtlichen Geschäft zu sprechen. Die Kultur der humanitären Zusammenarbeit wurde durch eine Kultur des Wettbewerbs ersetzt. Alexander Cooley und James Ron weisen auf das „Gerangel" um Ressourcen hin, das die Prioritäten und Programme der humanitären Organisationen bestimmt – öffentliche und private Ressourcen, große und kleine, religiöse und säkulare. Das Ergebnis ist eine „Vertragskultur", die für die humanitäre Seele „zutiefst zerstörerisch" ist.[24]

Auf dem Weg zu einer evidenzbasierten Kultur

Der Wert des Lernens ist PraktikerInnen nicht unbedingt ersichtlich, wenn es keine Verbindungen zur Praxis gibt. „Anpassung" tritt auf, wenn eine Organisation kurzfristige Änderungen zur Lösung von Problemen vornimmt. Doch „Wandel" findet statt, wenn Modalitäten und Möglichkeiten humanitärer Maßnahmen gründlich reflektiert werden: welche Politiken sollten verändert, welche Grundsätze angepasst werden und wie sollte die nächste Generation der Operationen neu gestaltet und umgesetzt werden? „Transformation" bezieht sich auf tiefgreifenden Wandel.

Das internationale humanitäre System hat sich über die Jahre sicherlich angepasst, doch die Herausforderungen neuer Kriege und neuer Humanitarismen sind so groß, dass mutige Veränderungen, ja Transformationen im strategischen Denken und Handeln notwendig erscheinen. Hilfsorganisationen neigen jedoch eher dazu, bescheidene Anpassungen vorzunehmen, statt sich einem grundlegenden Wandel oder gar einer Transformation zu unterziehen.

Die große Mehrzahl humanitärer Organisationen bettelt normalerweise mit dem Hinweis auf möglicherweise unzureichende Ressourcen, um im Katastrophenfall reagieren und Nothilfe und Schutz leisten zu können; die Budgets sind nicht garantiert, sondern erfordern ein ständiges Fundraising. Die Erfordernisse der Mittelbeschaffung und die Sicherung des Zugangs zu den Bedürftigen machen humanitäre Organisationen häufig abhängig von den Wünschen der Geber und den Launen der Gesprächspartner. Einzelne Hilfsorganisationen sind allenfalls wichtige Rädchen in einer viel größeren internationalen Maschine.

Verschwindend geringe Mittel werden verwendet, um die laufenden und vorangegangenen Operationen unter dem Blickwinkel zu analysieren, welche Taktiken und Strategien verändert werden sollten. Tatsächlich machen die Organisationen häufig eine Tugend aus dem, was andernorts als schwerer Mangel betrachtet würde – sie eilen so schnell wie möglich zur nächsten Krise, ohne die Fakten der letzten Katastrophe

erhoben, verarbeitet, evaluiert und den Versuch gemacht zu haben, alternative Politiken und Ansätze zu formulieren.

Das Fehlen einer Lernorientierung ist strukturbedingt. Randolph Kent hat vor einem Jahrzehnt bemerkt: „Strategieformulierung erfordert mindestens die Beteiligung aller wesentlichen Komponenten einer Organisation – mit anderen Worten ein ungewöhnliches Maß organisationsinterner Zusammenarbeit unter den für Notfälle, Politik und Budgetierung Verantwortlichen."[25] Strategieentwicklung beinhaltet demnach zwei Schritte: im ersten wird gelernt und das Verhalten angepasst, im zweiten werden die Kenntnisse verbreitet und die kohärente Umsetzung sichergestellt.

Verbesserungen sind im gesamten System notwendig, aber die einzelnen Organisationen sollten beginnen, drei analytische Fähigkeiten zu entwickeln. Bessere Informationsgewinnung ist die erste. Ein schwerwiegendes Hindernis für Organisationen, die im Feld arbeiten oder künftige Einsätze planen, ist das Fehlen rechtzeitiger und genauer Informationen.[26] Ohne sie können humanitäre HelferInnen leicht zweifelhaften Akteuren zuarbeiten oder kontraproduktive Wirkungen auslösen. Informationen über die Absichten und das Verhalten von Akteuren auf einem Konfliktfeld können bei der Wahl der Taktik, dem Aushandeln eines Zugangs und der Abfolge von Maßnahmen wichtige Hilfestellungen leisten.

Die zweite Fähigkeit ist davon nicht zu trennen: das institutionelle Gedächtnis sollte verbessert werden, indem die Aktivitäten und die entstehenden Rückwirkungen dokumentiert werden. Das Verständnis des Umfangs und der Art der Probleme und die kritische Bewertung unterschiedlicher Möglichkeiten sind die Schlüssel zur Vermeidung früherer Fehler und zur Auseinandersetzung mit Alternativen. Die Organisationen sollten eigene Dokumentationen und Forschungseinheiten schaffen. Für die Informationserschließung, Analyse und technische Unterstützung könnte man auf StudentInnen der Geschichts- und Sozialwissenschaften zurückgreifen.

Die dritte Fähigkeit betrifft Kommunikation und Vernetzung. Sie sollte zu einer besseren Koordination und Kohärenz innerhalb des humanitären internationalen Systems führen. Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung wären langfristige Beziehungen zwischen den wichtigsten Forschungseinrichtungen – sowohl Universitäten als auch Denkfabriken – und den operativen Organisationen.

Fazit: Für eine konsequenzialistische Ethik

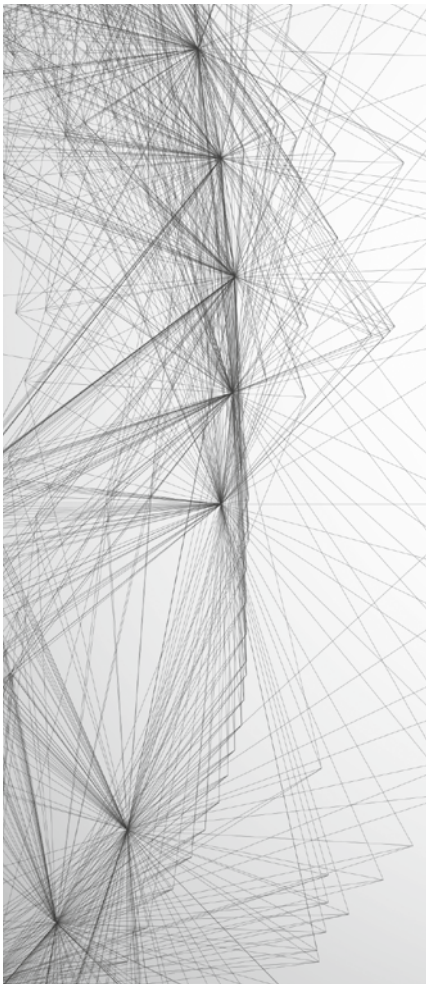
Im Grunde verlangt der Kulturwandel einen einzigen Grundsatz anzuerkennen – die Unverletzlichkeit des Lebens bzw. der menschlichen Würde – und den drei operativen Grundsätzen – Unabhängigkeit, Neutralität und Unparteilichkeit – einen nachrangigen Status zu geben. Denn diese sind Mittel, nicht Zwecke; sie können hilfreich sein, sind aber keine absoluten moralischen Werte. Sie treten gegenüber konsequentialistischen Überlegungen, bei denen es um spezifische Inputs und ihre wahrscheinlichen Ergebnisse geht, zwangsläufig in den Hintergrund.

Das Zeitalter der Unschuld ist, wenn es das jemals gab, vorüber.[27] Statt Eile brauchen humanitäre HelferInnen Entschleunigung; sie müssen das vorherrschende „Wir-brauchen-Sofortmaßnahmen" überwinden.[28] Kriege sind keine Tsunamis oder Erdbeben und die humanitäre Hilfe sollte sie unterschiedlich behandeln. Um in den trüben Gewässern heutiger Kriegsgebiete navigieren zu können, müssen humanitäre HelferInnen reflektieren bevor sie handeln.

Ein umsichtiger und informierter strategischer Humanitarismus ist aus mindestens vier Gründen angemessener als die starre Anwendung traditioneller, nachrangiger Grundsätze: Ziele stehen häufig miteinander im Konflikt. Gute Absichten können katastrophale Folgen haben. Ziele können auf mehrere Arten erreicht werden. Entscheidungen sind notwendig, auch wenn keine Option ideal ist.

Humanitäre HelferInnen sollten daher Ideologie beiseiteschieben, Alternativen abwägen und längerfristige Ergebnisse bedenken. Empirische Überprüfungen sind wichtig, denn die dunklen Seiten der Tugendhaftigkeit können den Nutzen von Humanität zunichtemachen. Die Verfügbarkeit von Ressourcen ist kein ausreichendes Argument zum Handeln.

Es wäre unfair und ungenau zu behaupten, dass sich in der Zeit nach dem Kalten Krieg nichts geändert hätte. Die vergangenen beiden Jahrzehnte zeigen bei PraktikerInnen einen allmählich steigenden Bedarf an sozialwissenschaftlicher Forschung.



©iStock.com/GoldenShrimp

Oxfam-UK geht mit bezahlten MitarbeiterInnen für Forschung und Evaluierung seit langem diesen Weg. ExpertInnen sind mit den *Avenir*-Bemühungen des IKRK vertraut, mit dem *Sphere* Project der Internationalen Rotkreuz- und Rothalbmond-Bewegung und dem *Active Learning Network for Accountability and Performance in Humanitarian Action* (ALNAP). Forschung des *Humanitarianism & War Project* (zuerst an der Brown und später an der Tufts University), des *Overseas Development Institute* (ODI), des *Global Humanitarian Assistance* Programms, des *Centre for Humanitarian Dialogue* haben zusammen mit universitären Forschern an vielen anderen Orten dazu beigetragen, Daten zu erheben und Kennzahlen zu entwickeln.

Wichtige Hinweise kamen auch vom *Emergency Capacity Building Project* (ECB), das über ein Jahrzehnt vor allem von der Bill & Melinda Gates Foundation finanziert wurde.[29] Bessere Informationen und Entscheidungsgrundlagen sind sicherlich ein Schritt in die richtige Richtung, doch erfolgreiches Lernen erfordert nicht nur Diagnosen und Rezepte, sondern Umsetzung. Reflektion ist eine Voraussetzung für Handeln; sie wird letztlich zu besseren Ergebnissen führen als Aktionismus, auch wenn er von Herzen kommt. Bessere analytische Fähigkeiten und ein gezügelter Idealismus werden die Belastbarkeit des Systems der internationalen humanitären Hilfe erhöhen, ein Ansatz, den der verstorbene Myron Wiener „instrumentelle Humanität" genannt hat.[30]

Angesichts eines zunehmend wettbewerbsorientierten Marktes lautet die einfache Feststellung: wer sich der Kosten bewusst ist, die bei der Abweichung von den Grundsätzen entstehen, wird in Not geratenen Bevölkerungen besser helfen können als HelferInnen ohne Prinzipien (OpportunistInnen) oder mit starren Prinzipien (IdeologInnen).

Bescheidenheit ist eine Tugend für EntwicklungshelferInnen *und* SozialwissenschaftlerInnen. Doch viele der engagiertesten humanitären HelferInnen wollen uns auf einen humanitären „Imperativ"[31] verpflichten: alle betroffenen Bevölkerungen müssen ähnlich behandelt und auf jede Krise muss einheitlich reagiert werden. Doch keine Krise gleicht der anderen. Dies bedeutet, dass Abgrenzungen vorgenommen, Optionen abgewogen und angesichts begrenzter Ressourcen harte Entscheidungen gefällt werden müssen, sodass das Beste erreicht, zumindest aber der geringste Schaden angerichtet wird. Denn die Nachfrage nach humanitärer Hilfe wird immer größer sein als das Angebot.

Eine genauere Beschreibung für Nothilfe in heutigen Kriegen wäre „humanitärer Impuls" – manchmal sollten und können wir handeln und manchmal können wir, sollten aber nicht. Humanitäre Hilfe ist wünschenswert, aber nicht obligatorisch. Der humanitäre Impuls erlaubt, der humanitäre Imperativ verpflichtet. Um die Spirale von Nachfrage und Angebot zu durchbrechen, ist nüchterne Analyse und nicht die starre Anwendung absoluter moralischer Werte geboten. Das in einer anderen Epoche entwickelte humanitäre Einheitsmaß, immer noch in Mode, passt nicht mehr.

Häufig wird das Wort „Dilemma" benutzt, um schmerzhafte Entscheidungen zu beschreiben, doch angemessener ist das Wort „Zwickmühle". Ein Dilemma besteht aus zwei oder mehr Handlungsoptionen mit unbeabsichtigten, unvermeidlichen und ebenso unerwünschten Folgen. Wenn alle Folgen gleich inakzeptabel sind, ist es eine praktikable und moralische Option, an der Seitenlinie zu bleiben. Auch wenn humanitäre Helfer ratlos sind oder sich in einer Zwickmühle sehen, sollten sie sich nicht gelähmt fühlen – sie sind es nicht. Der Schlüssel liegt in dem gutwilligen Versuch, die Vor- und Nachteile jedes militärischen oder zivilen Vorgehens zu analysieren und sich für das wahrscheinlich geringste Übel zu entscheiden.

Die vorzunehmenden Abwägungen sind qualvoll, aber unausweichlich. Eine konsequenzialistische Ethik ist unerlässlich.

Summary

Humanitarians are no longer simply seen as selfless angels. Their motivations and mastery, their principles and products are contested from inside and outside of aid organizations. Understanding the ongoing transformations in contemporary humanitarianism requires examining the nature and evolution of the dominant humanitarian culture away from an agreed culture of cooperation to a contested one of competition. In the post-Cold War era, the latter reflects militarization, politicization, and marketization. What is required is a learning culture for practitioners and a consequentialist ethics more oriented to responsible reflection than rapid reaction.

Anmerkungen

1) Dieser Beitrag stützt sich auf ein Research Paper, das 2014 am Käte Hamburger Kolleg veröffentlicht wurde (Weiss 2014). Er enthält ausgewählte Aspekte dieses Research Papers, wurde von Thomas Siebold ins Deutsche übertragen und von Thomas Junker redaktionell bearbeitet.
2) Rieff 2002a, 2002b
3) Forsythe 2005; Barnett 2011
4) Pictet 1979
5) Weiss 1999
6) Center on International Cooperation 2013; Adebajo 2011
7) Roberts 1993; Rieff 2002a und 2002b; siehe auch Bass 2008
8) Roberts 2002
9) Ruggie 1993: 165
10) Barnett/Snyder 2008
11) Randel/German 2002: 21
12) Development Initiatives 2013: 6
13) Development Initiatives 2009: 8
14) Randel/German 2002: 27
15) Development Initiatives 2013: 5
16) Smillie/Minear 2004: 145; Oxfam 2003: 2
17) OCHA 2011: 13
18) Development Initiatives 2013: 6
19) Rieff 2011: 254
20) Powell 2001
21) Development Initiatives 2013: 4

22) Development Initiatives 2013: 20, 30
23) Klein 2007
24) Cooley/Ron 2002: 13
25) Kent 2004: 9
26) Stanley Foundation 2003; Weiss/Hoffman 2005
27) Weiss 1999; Wood et. al. 2001
28) Levine/Chastre 2004: 19
29) Siehe www.ecbproject.org
30) Wiener 1998
31) Weiss 2016 i.E.

Literatur

– Adebajo, Adekeye (2011): UN Peacekeeping in Africa: From the Suez Crisis to the Sudan Conflicts. Boulder, CO: Lynne Rienner.
– Barnett, Michael (2011): Empire of Humanity: A History of Humanitarianism. Ithaca, NY: Cornell University Press.
– Barnett, Michael/Jack Snyder (2008): The Grand Strategies of Humanitarianism. In: Barnett, Michael/Thomas G. Weiss (Hrsg.): Humanitarianism in Question: Politics, Power, Ethics. Ithaca, NY: Cornell University Press. 143–71.
– Bass, Gary (2008): Freedom's Battle: The Origins of Humanitarian Intervention. New York, NY: Random House.
– Center on International Cooperation (2013): Global Peace Operations 2013. Boulder, CO: Lynne Rienner.
– Cooley, Alexander/James, Ron (2002): The NGO Scramble: Organizational Insecurity and the Political Economy of Transnational Action. In: International Security, 27 (1). 5–39.
– Development Initiatives (2013): Global Humanitarian Assistance Report 2013, Somerset, UK, http://www.globalhumanitarianassistance.org/wp-content/uploads/2013/07/GHA-Report-20131.pdf, Zugriff 28.05.2015
– Development Initiatives (2009): Global Humanitarian Assistance Report 2009, Somerset, UK, http://www.globalhumanitarianassistance.org/wp-content/uploads/2009/07/GHA-Report-2009.pdf. Zugriff 28.05.2015.
– Forsythe, David P. (2005): The Humanitarians: The International Committee of the Red Cross. Cambridge: Cambridge University Press.
– Hoffman, Peter J./Thomas G. Weiss (2006): Sword and Salve: Confronting New Wars and Humanitarian Crises. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
– Hoffman, Peter J./Thomas G. Weiss (2008): Humanitarianism and Practitioners: Social Science Matters. In: Barnett, Michael/Thomas G. Weiss (Hrsg.): Humanitarianism in Question: Politics, Power, Ethics. Ithaca, NY: Cornell University Press. 264–85.
– Kent, Randolph (2004): Humanitarian Futures: Practical Policy Perspectives. HPN Network Paper 46. London: Overseas Development Institute.
– Klein, Naomi (2007): The Shock Doctrine: The Rise of Disaster Capitalism. New York, NY: Metropolitan Books.
– Levine, Simon/Claire Chastre (2004): Missing the Point: An Analysis of Food Security Interventions in the Great Lakes. HPN Network Paper 47. London: Overseas Development Institute.
– Minear, Larry/Thomas G. Weiss (1993): Humanitarian Action in Times of War: A Handbook for Practitioners. Boulder, CO: Rienner.
– OCHA (2011): Chapeau of the Mid-Year Review of the Humanitarian Appeal for 2011, Genf: UN Office for the Coordination of Humanitarian Affairs.
– Oxfam (2003): Beyond the Headlines: An Agenda for Action to Protect Civilians in Neglected Countries. Oxford: Oxfam International.
– Pictet, Jean (1979): The Fundamental Principles of the Red Cross. Genf: ICRC.
– Powell, Colin (2001): Remarks to the National Foreign Policy Conference for Leaders of Nongovernmental Organizations, October 26, http://2001-2009.state.gov/secretary/former/powell/remarks/2001/5762.htm (US Department of State Archive), Zugriff 28.05.2015.
– Randel, Judith/Tony German (2002): Trends in Financing of Humanitarian Assistance. In: Macrae, Joanna (Hrsg.): The New Humanitarianisms: A Review of Trends in Global Humanitarian Action. London: Overseas Development Institute. 19–28.
– Rieff, David (2002a): A Bed for the Night: Humanitarianism in Crisis. New York, NY: Simon & Schuster.
– Rieff, David (2002b): Humanitarianism in Crisis. In: Foreign Affairs, 81 (6) (November–December). 111–21.
– Rieff, David (2011): Afterword. In: Magone, Claire/Michael Neuman/Fabrice Weissman (Hrsg.): Humanitarian Negotiations Revealed: The MSF Experience. London: Hurst. 251–8.
– Roberts, Adam (1993): Humanitarian War: Military Intervention and Human Rights. In: International Affairs, 69. 429–49.
– Roberts, Adam (2002): The So-Called „Right" of Humanitarian Intervention. In: Yearbook of International Humanitarian Law, 2000 (3). 3–51.
– Ruggie, John Gerard (1993): Territoriality and Beyond: Problematizing Modernity in International Relations. In: International Organization, 47 (Winter). 139–74.
– Smillie, Ian/Larry Minear (2004): The Charity of Nations: Humanitarian Action in a Calculating World. Bloomfield, CT: Kumarian.
– Stanley Foundation (2003): UN on the Ground. Muscatine, IA: Stanley Foundation.
– Weiss, Thomas G. (1999): Principles, Politics, and Humanitarian Action. In: Ethics and International Affairs, 13. 1–22.
– Weiss, Thomas G. (2012): Humanitarian Intervention: Ideas in Action, 2nd edition. Cambridge: Polity Press.
– Weiss, Thomas G. (2013): Humanitarian Business. Cambridge: Polity Press.
– Weiss, Thomas G. (2014): Humanitarianism's Contested Culture in War Zones. Global Cooperation Research Papers 8. Duisburg: Käte Hamburger Kolleg/Centre for Global Cooperation Research (KHK/GCR21).
– Weiss, Thomas G. (2016 i.E.): Humanitarian Action, Impulse Not Imperative. In: Einsiedel, Sebastian von/David Malone/Bruno Stagno (Hrsg.): The United Nations Security Council: From Cold War to the 21st Century. Boulder, CO: Lynne Rienner.
– Weiss, Thomas G./Peter J. Hoffman (2005): Making Humanitarianism Work. In: Chesterman, Simon/Michael Ignatieff/Ramesh Thakur (Hrsg.): Making States Work: State Failure and the Crisis of Governance. Tokyo: UN University Press. 296–317.
– Wiener, Myron (1998): The Clash of Norms: Dilemmas in Refugee Politics. In: Journal of Refugee Studies, 11. 1–21.
– Wood, Adrian/Raymond Apthorpe/John Borton (Hrsg.) (2001): Evaluating International Humanitarian Action: Reflections from Practitioners. London: Zed.

Der Autor

Thomas G. Weiss ist einer der führenden Experten in der Theorie und Praxis der humanitären Intervention, mit besonderer Expertise in der Politik der Vereinten Nationen. Er ist Presidential Professor der Politikwissenschaften am The Graduate Center, CUNY (The City University of New York), emeritierter Direktor des Ralph Bunche Institute for International Studies und Research Professor am SOAS, University of London. Gegenwärtig ist er Beiratsmitglied für das Global Centre for the Responsibility to Protect, Mitglied von editorial boards bei zahlreichen akademischen Zeitschriften und außerdem ein Herausgeber der Routledge Global Institutions Series.
Im Juni 2014 hielt er die 9. Käte Hamburger Lecture zum Thema „Humanitarianism's Contested Culture in War Zones" im Rahmen der Konferenz „Humanitarianism and Changing Cultures of Cooperation", die vom Käte Hamburger Kolleg in Duisburg zusammen mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen organisiert wurde.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT DUISBURG ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/70469
URN: urn:nbn:de:hbz:464-20190822-095913-0

Erschienen in: UNIKATE 47 (2015), S. 72-79

Alle Rechte vorbehalten.